

# Mein Leben mit den Santal

Das ländliche Indien übt auf viele Besucher aus Europa eine magische Faszination aus – die Verbundenheit zur Natur, ein gelassener Lebensstil, mitmenschliche Fürsorge. Der deutsche Autor **Martin Kämpchen** hat das Privileg, in unmittelbarer Nachbarschaft zu Adivasi-Dörfern zu wohnen. Hier erzählt er, wie er über viele Jahre hinweg mit der Lebensweise der Bewohner vom Volk der Santal vertraut wurde und ihnen nun beiseite steht, um die Herausforderungen der Moderne zu meistern.



Santal-Frauen in Bishnubati

Foto: Boro Baski

Als ich Ende 1979 in Santiniketan ankam, kaufte ich mir bald ein Rad und fuhr hinaus in die Dörfer. Die Landschaft war damals noch pastoral, das heißt, es gab keine geteerten Straßen, keine Traktoren, Motorpumpen oder Motorräder. Die Mechanisierung hatte noch nicht begonnen. Ich möchte das ländliche Leben nicht romantisieren. Die Bauern mussten harte Arbeit leisten. Ich erinnere mich, wie sie mit Hilfe von langen Eisenbehältern Wasser auf die Felder leiteten. Sie tauchten den Behälter in einen Teich und leerten sie in Feldrinnen aus, eine Arbeit, die selbst einen jungen Mensch nach wenigen Stunden ermüden würde. Oder den Reis mit einem Denki zu schälen, eine Tätigkeit, die meist von Frauen ausgeführt wird, brauchte enorme körperliche Ausdauer. Ich war beeindruckt von der Fähigkeit der

Dorfbewohner, ihr Leben so zu organisieren, dass sie ein Maximum an körperlichem und emotionalem Komfort aus der Natur zogen. Sie schützten sich vor Hitze und Kälte, Regen und Trockenheit, vor häufigen Krankheiten mit Hilfe der Natur. Das zu erleben, war ein Lernprozess, der mein Leben geprägt hat. Zu meiner Bestürzung erkannte ich jedoch, dass sich in den vergangenen Jahrzehnten bereits materialistisches Denken in die Santal-Mentalität eingeschlichen hatte. Ein Baum wurde selten als ein Teil der Schöpfung gesehen, sondern als Material, das für das Kochfeuer und den Bau eines Hauses benötigt wird. Als wir im ersten Jahrzehnt Hunderte von Bäumen pflanzten, mussten wir Wächter einsetzen, um sie nicht nur vor Ziegen und Kühen zu schützen, sondern auch vor Dieben aus dem eigenen Dorf.

Gleichzeitig wurde mir klar, dass die alltägliche Effizienz der Dorfbevölkerung gering war. Beispielsweise Zeit zu sparen war nie eine Priorität. Die Leute gingen zu Fuß zum Markt in Bolpur, um ein paar Sachen zu kaufen und kehrten in das Dorf zurück und nannten das die Arbeit eines ganzen Tages. Solche Gewohnheiten des praktischen Lebens sind uralte und setzen sich von Generation zu Generation fort, und Bildung tut wenig, um sie zu ändern. Oft sah ich Männer und Frauen lieber leiden und Krankheit riskieren, als einfache Gewohnheiten zu ändern. Zum Beispiel breiten unsere Kinder im Winter eine dünne Matte auf dem kalten Lehmbooden ihrer Hütte aus, um zu schlafen. Sie könnten eine Schicht Reisstroh unter ihre Matte legen. Reisstroh ist im Winter von der frisch geschnittenen Reisernte genügend erhältlich. Wir haben unsere Schüler mit Mühe veranlasst, zu Beginn jeder Winterzeit mit Stroh gefüllte Matratzen anzufertigen. Ich befürchte, unter unseren Schülern und ihren Eltern ist es nicht zur Gewohnheit geworden, obwohl es eine kostenlose und einfache Schutzmaßnahme ist. Wie denken sie? „Im Winter ist es kalt, also erkältet man sich. So war es immer schon.“ Am Anfang interessierte mich nicht speziell das Santal-Leben, sondern das indische Dorfleben im Allgemeinen, im Gegensatz zum städtischen und meinem Leben in Deutschland. Langsam lernte ich die Unterschiede zwischen einem Hindu-Dorf und einem Santal-Dorf verstehen. Als ich anfangs, einige junge Santal-Freunde auf ihrem Lebensweg zu begleiten, erkannte ich die Vorzüge eines Stammesdorfes. Man könnte meinen, es sei schwieriger, mit einer Stammesgemeinschaft Freundschaft zu schließen, als mit einem hinduistischen oder muslimischen Dorf, weil die Stammesgesellschaft für Außenstehende hermetisch „geschlossen“ ist. Schon der Begriff „Tribalismus“ deutet auf eine gewisse Abgeschlossenheit hin, auf eine mangelnde Bereitschaft, sich in den Mainstream zu integrieren.

Aber meine Erfahrung war umgekehrt. Als Fremder (Dikku) war es einfach, sich in das

Santal-Dorf Ghosaldanga zu integrieren, weil es frei von Kasten- und Klassenstrukturen ist. Die etwa vierzig Familien in Ghosaldanga lebten alle von der Landwirtschaft und sie alle hatten ungefähr den gleichen wirtschaftlichen Status. Keine Familie war so reich, dass sie eine dominante soziale Rolle übernahm. Außerdem wurden sie unter einem Häuptling (Sordar) organisiert. Diese drei Merkmale garantierten ein gewisses Maß an Einheit im Dorf. Dies erleichterte es, später die Dorfgemeinschaft zum gemeinsamen Handeln zu motivieren.

Sona Murmu war der erste junge Mann von Ghosaldanga, den ich kennenlernte. Er war von seinem Schülerheim, ein paar Kilometer entfernt, zurückgekehrt. Er war der erste Schüler seines Dorfes, der bis zur zehnten Klasse durchgehalten hatte und bereit war, am College von Bolpur zu studieren. Wir fühlten uns sogleich verbunden, sodass ich auch das Dorf immer wieder besuchte, oft sogar eine Nacht blieb und so viel wie möglich am Santal-Leben teilnahm. Selbstverständlich war, dass ich Sona als Zeichen unserer Freundschaft in seinem Studium unterstützte. Dies war kein systematischer Beginn der „Sozialarbeit“ in Ghosaldanga. Ich wollte lediglich einem Freund helfen, sein Ziel zu erreichen. Ein Studium konnte seine Familie nicht bezahlen und wollte es womöglich auch nicht. Sonas Vater drängte seinen Sohn, ihm auf dem Feld zu helfen, anstatt Dinge zu lernen, die der Familie keine Nahrung brachten. Es war der typische Konflikt zwischen einem modern gebildeten Sohn und einem schulisch ungebildeten Vater.

Eine systematische und ernsthafte Arbeit begann, als sich Sona bereitfand, meine Hilfe für sein Studium zu erwidern, indem er eine Abendschule in Ghosaldanga für die Jungen und Mädchen gründete. Sie kamen nämlich in der staatlichen Schule selten über die erste oder zweite Klasse hinaus und brachen schließlich ab. Sie konnten dem Bengali ihrer Lehrer nur mit Mühe folgen und brauchten dringend Nachhilfe. Ein junger Mann aus dem benachbarten Hindu-Dorf

hatte bereits eine Abendschule in Ghosaldanga begonnen, die von einer Organisation bezahlt wurde, aber er war weder regelmäßig noch verstand er Santali, was für sinnvollen Unterricht unerlässlich war. Also übernahm Sona. Wir kauften Notizbücher und Bleistifte, eine große Tafel und ein Petroleumlicht, das in die Mitte des Dorfes platziert wurde.

Ich bin langsam und informell in die Dorfgesellschaft hineingewachsen. Ich wurde zu ihren Festen, zu ihren Hochzeiten und Einäscherungen eingeladen. Obwohl ich kein Bauer bin und somit nicht an einem wesentlichen Teil ihres Lebens teilnahm, war ich stets als Gast willkommen. Der Häuptling lud mich oft zum Essen und zu einem Glas Haria, dem selbstgebrauten Reiswein, ein und drückte damit seine Zustimmung zu Sonas

### ***Das Leben der Santals ist geprägt von Tanzen, Singen und Instrumentalmusik als integrierte Teile ihres Alltags. Insofern sind Santals besonders dazu geeignet, die ganzheitliche Vision von Rabindranath Tagore mit Leben zu füllen.***

und meinem sozialen Engagement aus. Im Dorf folgten zahlreiche kleine Aktivitäten, wie Beginn eines Kindergartens, Baumpflanzungen, Bau von Abflussrinnen und Toiletten, sowie medizinische Grundversorgung. Ich passte mich an die zögerliche Geschwindigkeit des Fortschritts an. Die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen durch Innovation und Umstellung der Lebensgewohnheiten war zunächst gar nicht erstes Ziel der Bevölkerung. Sie suchte eher die Festigung der Traditionen, die Einhaltung von Ritualen und Feiern und religiösen oder sozialen Gewohnheiten. In den letzten dreißig Jahren hat sich dies dramatisch geändert, da die Moderne vor der „geschlossenen“ Gesellschaft unserer Santal-Dörfer nicht Halt gemacht hat.

Nach einigen Jahren lernte ich Boro Baski und Sanyasi Lohar in Bishnubati kennen, einem Santaldorf, das ein Kilometer von Ghosaldanga entfernt liegt. Sie begannen eine

ähnliche Entwicklungsarbeit, wie sie schon in Ghosaldanga lief: zuerst eine Abendschule, dann einen Kindergarten, Baumpflanzungen, medizinische Hilfe und verschiedene landwirtschaftliche und kulturelle Programme. Wir betonten die pädagogische Arbeit, da wir erkannten, dass eine dauerhafte Entwicklung nur durch allgemeine Schulbildung erreicht werden kann. Beeinflusst von Rabindranath Tagores pädagogischen Ideen haben wir uns von Anfang an um eine ganzheitliche Ausbildung bemüht, die Musik, Kunst und Sport, Spiele, Exkursionen und Gebetszeiten einschließt. Unsere Lehrer waren allerdings die schematischen Methoden der staatlichen Schulen gewöhnt, deren Mittelpunkt das Auswendiglernen ist. Darum konnten sie ein Lernen verbunden mit Spiel und

Freude zunächst nur schwer akzeptieren. Diese Bemühung geht weiter. Das Leben der Santals ist geprägt von Tanzen, Singen und Instrumentalmusik als integrierte Teile ihres Alltags. Insofern sind Santals besonders dazu geeignet, die ganzheitliche Vision von Rabindranath Tagore mit Leben zu füllen. In den ersten Jahren konnte ich diese kleinen Projekte selbst bezahlen. Später bildete sich eine informelle Gruppe in Aachen unter Dr. Mandarsh Mitra und seiner Frau; vor über einem Jahrzehnt wurde ein eingetragener Verein unter der Leitung von Marianne Pal Chowdhury in Frankfurt gegründet. Er sammelt nicht nur die notwendigen Mittel, sondern leistet auch Öffentlichkeitsarbeit. Ich blicke auf eine atemberaubende Reise von rund fünfunddreißig Jahren zurück, die immer noch andauert. ■

[www.martin-kaempchen.com](http://www.martin-kaempchen.com)  
[www.dorfentwicklung-indien.de](http://www.dorfentwicklung-indien.de)